

DER SONNTAG

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

Der Hungerbach / Von Peter Dörfler

Und auf einmal gegen Ende des Heumonats geschah ein seltsames Naturereignis. Durch das Tal, mitten her, lief ein tiefer Graben, in dem man seit Menschengedenken nur Tümpel und Schneewasser gesehen hatte. Er hieß Hungerbach, und siehe, dieser füllte sich auf einmal an einem sonnenhellen Tag mit Quellwasser, das an einem waldbedeckten Hügel, eine halbe Stunde oberhalb des Städtchens, aus dem Gestein einer starken Ader hervorströmte. Als seine Wasser so plötzlich und unvorhergesehen aus der Tiefe ausbrach, erschraf nicht allein der Schäfer, der in seiner mageren Zeit, da ihm alle guten Wiesen und Felder verboten waren, seine Herde auf die üppige Weide des Trockenbaches trieb, der sich quer über das anmutige Gesicht des Tales zog. Das ganze Städtchen erschraf mit ihm; denn die alten Leute wußten zu erzählen, daß es immer eine schlimme Vorbedeutung habe, wenn der Hungerbach hervorbräche. Sei er nicht nomen et omen, und prophesie er nicht ein mageres Jahr, so gewißlich Krieg oder Pestilenz. Der Hungerbach kündete so deutlich Gottes Strafe an wie ein Kommet. Sie erschrafen noch mehr, als das Wasser, ganz ohne Geräusch oder Gewalt, langsam und sanft schleichend, den Rand des Grabens überquellend, in den Straßen erschien, die Keller füllte, die Brunnen trübte und allen Verkehr hemmte. Es war keine Gefahr, daß jemand erkrankt oder von der Wildheit der Wellen fortgerissen wurde, denn das Wasser tat so leicht und unentschieden, als wüßte es nicht woan und woaus, es stauete sich schließlich zu einer einzigen, großen Pfütze. Der Rat der Stadt, der Innere und Äußere, setzte sich zusammen, um zu erwägen, wie man die Wasserflut in sich ablassen und in eventum unschädlich machen könne. Der Syndikus zog eine alte Urkunde hervor, in der geschrieben stand, daß schon Anno 1632, also im Jahre der großen Pest, da 530 Sterbefälle in dem Totenbuch standen, ein Beschluß des Rates gefaßt worden sei, einen Kanal vor den Mauern der Stadt zu graben, groß genug, um die Wasser des Hungerbaches, der etwa alle Menschenalter einmal übertrat, in den Fluß zu leiten, ehe er sie alle Keller, Straßen und Winkel mit Feuchtigkeit und Schmutz füllte, und die Luft mit dem Gestank der Säulnis und die Gärten und Tempel mit pesthauchenden Kräften und Mäurachen verderben könnten. Es sei damals infolge der argen Zeitläufte unterlassen worden, aus den Worten Werke zu machen. Das müßten sie nun büßen. So wollten sie also für die künftigen Generationen Fürsorge treffen, nicht achsend, daß auch sie nicht im goldenen Zeitalter ständen. Der Stadtphysikus habe frei gesagt, wenn der Hungerbach vor hundert Jahren ein Pestwasser gewesen sei, so könne er solches auch heute noch abgeben.

Darauf schloß man einen Beschluß, den der Syndikus aus dem alten Pergament mit geringer Veränderung einzelner, nicht mehr gebrauchter Wörter Gottlieb Jakob in die Feder diktierte. Dann gingen sie mit schweren Sorgengeföhren auseinander. Nur die Buben waren am Hungerbach nicht erschrocken. Sie stellten sich auf Bretter und Balken, in Schweißhosen und Ledertügel, nahmen lange Stangen in die Hand und waren Gondolieri mit nackten Waden und Armen und mit großem Geschrei. Auch Judith freute sich des vielen Wassers. Der Garten war zum Teil überflutet, und nur die Erde mit der Tanne und der Blau vor dem Stiegenhaus lagen frei und grün in der trüben Flut. Vor dem Hauke aber, nach der Seite des Stadtgrabens, war alles eine große Flut. Zwar konnte man während des Tages deutlich sehen, daß die Wasser nur leicht waren. Die Schierlingsengel und die großen Grassalme ragten fest und ungebrochen hervor, und da und dort erschien ein großer grüner Fleck in dem aufscheinenden Meer.

Aber als die Dämmerung hereinbrach, da hätte man wahrhaft meinen können, am Gestade weiter, tiefer Wasser zu stehen. Weber Judith kam die Lodung in die Ferne, die aus allen

Wellen klang. Sie widerstand der geheimen Mahnung der plätschernden, murmelnden, ja redenden Flut nicht lange. Als die Ankerloselocke verlungen war, nahm sie, ungeachtet der Erinnerung, daß nun die bösen Geister des Feldes Gewalt hätten, eine alte, breite Tür, legte sie flach ins Wasser und stach mit ihr, wie mit einem Floß vom Ufer ab. Sie trieb es nicht gegen die Stadt zu, sondern talaufwärts. Der Wind wehte warm aus dem Süden, kräuselte die Wellen und spielte mit ihrem Haat. Die Nacht brach rasch herein. Die Hügel und Wälder verschwanden, und nur das Wasser leuchtete aus der Tiefe. Man hätte meinen können, mitten im Ocean zu fahren.

Sie blickte in die Ferne und stellte sich ein Meer vor. Die Missionäre hatten so harte Arbeit in Indien und China. Sie brauchten nicht nur Männerkraft, sondern auch Frauenarbeit. Wie, wenn sie ihr Haus verlor, ihren Garten, ihre Tanne, wenn sie ein Schiff nahm und über den Ocean fuhr? Den heiligen Vätern erlt das Geld auf den Tisch legte, dann nach Arbeit fragte, nach pekuniären Hindus und fiebernden Mongolen? Wenn sie ein Beispiel gab, und zeigte, daß die Christenmagd Schlangen und Fieber, Hitze und Fremde nicht scheut um der Liebe willen! O das Meer und die Ferne — bringen ihr die Erlösung! Einmal das Meer unter den Füßen haben, vom Meer geschaukelt werden, endlich einmal eine Größe erleben! Der Himmel ist auch groß, allein ihn können nur die Wilde befahren. Alles Schauen und Betrachten führt keinen Schritt aus der Enge der Heimat und Untätigkeit hinaus. Keine Gefahr droht, keine Aufgabe lode, man liegt behaglich in seinem Tal wie das Kind in der Wiege. O Meer, Meer, o Abgründe unermeßlich unter dem dünnen Veil. O Meer, o Meer, deine Wellen reihen aus dem behaglichen Boden fort zu großen Weltteilen und läßt blinder Menschen, wo man kämpfen und ringen muß jeden Augenblick, und wo man die Zukunft der Völker sät. Du lehrst erkennen, wie groß Gott ist und wie rebellisch gegen Menschentum die Schöpfung, die wir unterwerfen sollen.

Judiths Stange fuhr eben in die Tiefe, ohne Grund zu erreichen. Das Floß glitt wohl über eine Krümmung hinweg aber war unvermerkt in eine Tiefenung gelangt. Die Wellen waren plötzlich bewogter und gewaltiger und tieben das Floß in

liegenden Stellen westwärts. Durch die Ritzen der schlechtgenagelten Bretter quoll das Wasser und nekte Judiths Fuß. Sie sah nichts mehr von ihrem Hauke. Nur die Tanne dunkelte aus grauen Dünsten, und die wenigen Lichter der Stadt warfen ein schweligen Schimmer in die Nacht. Da fuhr ein leises Grauen durch ihre Seele, und sagte ihr mit ahnungsvoller Deutlichkeit, daß es wirklich ein Meer gebe und Schreden, die in jede Brust greifen. Und daß das Leben erst lüt werde in der Gefahr. „O, wär' ich nur zu Hause!“ Aber, schon fühlte sie wieder Grund, ja ihr Floß fuhr auf einen Maulwurfshügel auf und war nur mit Mühe weiterzubringen. Da lachte sie: „O, bei uns gibt es kein Meer, keine Berge — nur Maulwurfshügel und Pfützen! Auf, die Wasser sind dir gelandt als Gottes Boten. Sie wollen dich weden und rufen!“ Und sie haßte durch die leichten Gerinnsel dem Bereiche der Tanne zu.

Eben in dem Augenblick, als Judith zu Hauke angelangt war, brachten Buben auf einem der primitiven Fische die alte Dienerin an das Ufer.

Das verschüchterte und geängstigte Weiblein schaute auf die Wellen hin wie auf drachenerfüllte Abgründe. „Allweil noch steigt die Flut“, jammerte sie, „die Sintflut kommt . . . oder ist das Meer ausgebrochen?“

Judith griff dieses Wort freudig auf: „Agath, das Meer, das Meer! Bald kommen Schiffe angelegelt. Dann steig ich ein und fahr nach India!“

„Nach India, Judith, nennst doch das Land nit! Das ist ja das Pektland, hat es noch der Vater Guardian predigt am Sonntag. Man soll etwas nit berufen. Denn wenn auch das Land bleibt, wo es ist, die Pest könnt kommen, wie ich's schon hab erlebt.“

„Ohne Spaß, Agath — ich will aufs Meer, ich fahr nach India.“

Jetzt ging ein flüchtiges Lächeln über das Gesicht der Alten: „Jawohl“, sagte sie, „so etwan wie die Buben heut. Die schreien allweil: Einsteigen nach Benedig und Roma, nach Indien und Portugal. Der mich hat hierher stübelt, hat gar geschrien: Einsteigen zum besseren Jenseits!“

Mit Genehmigung des Verlags erschienen der Neubearbeitung des Romans „Judith Hülswalderin“ von Peter Dörfler (Hilflich der Deutschen Literaturabteilung). 20.—24. Teils. 200 Seiten, Verlag J. Kögel & Fr. Volck, München.

Die „zersägte Dame“ klagt

25000 Dollar für den Schrecken

Neuport, im März. Der Trid mit der „zersägten Frau“ ist in der ganzen Welt bekannt und wohl schon auf allen Varietébühnen vorgeführt worden. Eine — meist junge und hübsche — Dame wird in eine Ritze gelegt und die Ritze vor den Augen des Publikums in zwei Teile zersägt. Natürlich handelt es sich hier um eine geschickte Täuschung der Zuschauer und die junge Frau entsteigt schließlich heil und unverletzt ihrem Versteck. Aber die Sensationslust des Publikums ist auf ihre Kosten gekommen. Ein amerikanischer Artist hatte für diesen alten Trid eine neue Umwandlung gefunden. Er ließ seine Partnerin auf einem Holzblock festknallen und setzte dann eine Kreisäge in Betrieb. Die Zuschauer sahen mit hellem Grauen, wie die Säge immer tiefer in den Körper der Unglücklichen eindrang, trotzdem sie natürlich wußten, daß der Artistin in Wirklichkeit kein Haar getrennt wurde.

Der „Mann, der eine Frau zersägt“, erhielt täglich ein Paket von Briefen, die teils empörte Stellungnahme gegen

seinen drastischen Trid, teils auch Angebote der ungewöhnlichsten Art enthielten. Junge Mädchen und Frauen, darunter auch solche aus den reichsten Gesellschaftskreisen, boten den Artisten, es auch mit ihnen einmal zu versuchen und sie vor den Augen der Zuschauer zu zersägen. Manche boten ihm dafür sogar Geldbeträge an. . . .

Eines Tages meldete sich in Washington bei ihm eine junge und sehr elegante Frau, die ihm solange zulegte, sie zu seiner Schaunummer heranzuziehen, daß er schließlich nachgab und sich bereit erklärte, sie in öffentlicher Vorstellung zu „zersägen“. Er erhoffte sich von der Sache auch eine kräftige Reklame, denn seine freiwillige Partnerin war mit einem reichen Bankier verheiratet und in der Washingtoner Gesellschaft sehr bekannt.

Tatsächlich war der Saal an diesem Abend bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Die Karten wurden von den Agenturen um das Mehrfache ihres Preises verkauft. Jeder wollte die Dame aus den oberen Jahnstufen sehen, die so mutig war, sich der Prozedur des Zersägens auszuliefern.

Die junge Frau lächelte, als sie an den Sägelock geschnallt wurde, aber ihre Hände zitterten vor Nervosität. Totenstille

Laetare darum nicht so sehr!

Plauderei am Wochenende

Von Marabu.

„Ach, tut das wohl, wenn einem die Sonne wieder auf den Buckel scheint“, sagte Kilian, als wir uns auf der Brühlischen Terrasse zu einem bescheidenen Nachmittagspaziergang trafen.

„Es ist wahrhaftig wahr“, stimmte Chrysofomus zu, „man sollte garnicht glauben, was die junge Märzsonne schon für eine Kraft hat. Es wird einem ordentlich warm unter dem Wintermantel. Und man denkt, man wird noch einmal ganz jung, wenn man die ganze Natur so frisch gewaschen und frühlinghaft und leuchtend sieht.“

„Deshalb heißt ja dieser Sonntag auch Laetare, „Freue Dich“, belehrte ich die Freunde. „Wie eine leuchtende Vorahnung der Osterherrlichkeit steht er mitten in den Fastenwochen darin. Und ich habe wenige Jahre erlebt, in denen nicht am Sonntag Laetare schon so etwas wie das richtige Osterwetter gewesen ist . . .“

Champagner ohne Alkohol

„Man kommt wahrhaftig in Stimmung!“ rief Klabaubermann fröhlich, während wir oberhalb der Elbe entlang schlenderten. „Die Luft dieser Vorfrühlingsstage ist wie ein berauschernder Trank, den man mit Wonne schlürft. Champagner ohne Alkohol!“

„Und so billig!“ fügte ich hinzu. „Der Champagner ist für jedermann erschwinglich.“

„Aber er macht auch müde“, meckerte Kilian da-

zwischen“. „wie eben anderer Champagner auch. Ich bin jetzt diese ganzen Tage in einem weg müde, es ist ganz schrecklich. Ich könnte fortwährend und ohne Pause schlafen.“

„Das ist bei niederen Lebewesen so“, grinste Chrysofomus, „bei denen wirkt der Winterschlaf noch nach.“

„Besonders, wenn der Winter so mild gewesen ist, wie in diesem Jahr“, lachte ich. „Ich glaube, diesmal sind kaum die Dache zum Winterschlaf gekommen.“

„Bei anderen Lebewesen wirkt die Frühlingluft freilich ganz anders“, stellte Klabaubermann fest. „Bei denen steigt das Pegel des Gefühlslebens. Wer dazu neigt, sich zu verlieben, für den ist diese Zeit gefährlich. Ebenso für den, der über einen Uberschwang des Temperaments verfügt. Da schäumen auch leicht die Herzen über, wie die Gießbäche, die von der Schneefschmelze angeschwollen sind . . . Und wehe, wenn gar ein solcher Temperamentsausbruch einen solchen Zeitgenossen am Steuer eines Kraftwagens überfällt. Dann gibt es eine Unfallmeldung, wie sie ja gerade um diese Jahreszeit besonders häufig sind . . .“

Neue Arbeit, neue Hoffnung

„Aber es ist doch großartig, zu sehen“, rief ich, „wie sich überall ein neuer Wille regt, neue Lebendigkeit, neue Hoffnung, neue Pläne in Angriff genommen werden . . . Seht Ihr da drüben auf dem Königsufer, da wird es mächtig losgehen in den nächsten Wochen. Da wird der große Plan zur Durchführung gebracht, der

diesem Ufer ein ganz neues Gesicht, eine der Stadt Dresden würdige Gestalt geben soll.“

„Und das ist nicht die einzige Stelle, wo die Hände ans Werk gelegt werden“, nickte Klabaubermann. „Auch der Rathausplatz wird umgestaltet. Der Marktplatz in eine würdige Form gebracht. Und im Opernhaus soll eine innere Ausgestaltung erfolgen, die die Altertümlichkeiten beseitigt und dies Haus geeigneter macht, als Stätte für eine festliche Theaterwoche, wie sie in diesem Sommer geplant ist.“

„Ich war am Dienstag bei der Grundsteinlegung des Richard-Wagner-Denkmal in Leipzig“, berichtete Chrysofomus. „Das war eine ganz große Sache. Da war der Geist des Aufbaus, des mit Mut und frischen Kräften Neuanfangens so ganz lebendig.“

„Es war aber auch Zeit“, nickte Klabaubermann, „daß Leipzig endlich seines großen Sohnes in würdiger Weise gedachte. Der jahrzehntelange Streit um das Richard-Wagner-Denkmal in der Messstadt ist doch wirklich unwürdig gewesen. Wie man in Leipzig dem größten Sohn dieser Stadt in der Vorkriegszeit den Dank abgestattet hat, dafür war beweiskräftiges Zeugnis die Tatsache, daß man an der Stelle seines Geburtshauses ein Warenhaus, das Kaufhaus Brühl, hatte errichten lassen . . .“

Ins Leben hinaus

„Ja, wenn man so wüßte, was aus den Kindern wird“, sagte Chrysofomus. „Wie unwahrscheinlich an sich, daß ausgerechnet in einem Haus auf dem Brühl in Leipzig einer der größten deutschen Musiker geboren wird, der deutschem Fühlen so lebendigen Ausdruck gegeben hat, wie kaum einer vor ihm und nach ihm. Und wer könnte ahnen, welche Schicksale, welche Erfolge und Miß-